

1936 - 1945



Ihr Lieben,

Im Laufe der vergangenen sieben Jahre entstanden die vor Euch liegenden Zeilen. Jeweils zu ihrem Geburtstag bekam Elke, die den Wunsch äußerte, Kindheitsereignisse aus meiner Erinnerung zu erfahren, ein oder zwei Kapitel gewidmet.

Wie Ihr sicher gleich erfahren werdet, endet dieser erste Teil mit dem Erlebnis des Todes unserer Mutter.

Für uns Kinder war dieses Ereignis so schmerzhaft, dass wir es verdrängen mußten. Wie lange diese Verdrängung anhielt, wurde mir erst im Laufe der vor Euch liegenden Rückbesinnung bewußt.

Es ist ein ganz persönlicher Bericht; insofern spielen zeitgeschichtliche Ereignisse nur so weit eine Rolle, wie sie unsere kleine Welt nachdrücklich tangierten.

Tübingen im Jahr 2005

Ingrid

Für Elke

I

Es muß wohl schon so sein, daß bewußtes Erinnern, vor allem an Geschehnisse aus der frühen Kindheit, jeweils mit starken Gefühlserlebnissen verbunden sind, denn....

es sind bewegte Bilder, die vor meinem inneren Auge auftauchen und die ich heute als meine ersten Erinnerungen beschreiben möchte.

Ich gehe an der Hand unseres Vaters durch verschneite Straßen in meinem roten Gammaschen-Anzug (denselben habt später Du und Gudrun in der kalten Jahreszeit ebenfalls getragen). Es ist ein Gefühl von Einklang und Aufgehobensein. Wir lenken unsere Schritte vorbei an stattlichen Gebäuden auf ein rotes Backsteingebäude zu. Später hat man mir erzählt, daß das im Februar 1936 gewesen sein muß. Unsere Mutti lag in der Frauenklinik, um von einer schweren Embolie zu genesen. Zur gleichen Zeit war ich in der Chirurgischen Klinik an einem durchbrochenen Blinddarm operiert worden. Und nun war es so weit – ich durfte meinen ersten Ausgang machen und mit dem Papi die geliebte Mutti besuchen –. Nach Tagen, in denen ich in meinem Krankenhaus-Kinderbett von Durst geplagt (ja, daran erinnere ich mich genau, denn ich sah immer Schwestern mit Tee im Gang vorbei gehen) den Augenblick herbei sehnte, an dem ich nach draußen durfte, kam dann die Überraschung:

Neben Muttis Bett stand ein ganz kleines Bettchen und darin lagst DU !! Ich kann nicht behaupten, daß ich überglücklich gewesen wäre. Ich spürte, daß dieses kleine Wesen meiner Mutti sehr wichtig war. Ich glaube, es war der Augenblick, in dem ich für uns Geschwister und die Eltern „die Große“ wurde; und dies in einer Situation, in der ich selber so anlehnungs- und liebebedürftig war. Man hat mir wohl verständlich gemacht, daß Du ein ganz besonderes Geschenk für mich seiest.

Du bist mir bitte nicht böse, daß ich das mit dem Geschenk erst sehr viel später verstehen lernte. Ich kann Dir nur sagen, daß ich damals sehr erleichtert aufatmete und ich sehe die Szene auch ganz deutlich vor mir, als wir Wochen später, bevor Mami, Papi und ich in den Schwarzwald zur Erholung fuhren, Dich in dem Universitäts-Säuglingsheim (Frondsbergstr.) ablieferten.

Auch diese Erinnerung ist ganz lebendig, denn jetzt war die Welt wieder in Ordnung.

Wir drei fuhren wie früher in dem kleinen roten Auto in den Schwarzwald. Ich muß ziemlich durcheinander gewesen sein. Denn Mutti – Vati war wegen der Arbeit nach Tübingen zurück gefahren – kam mit mir nicht klar; so

wurde ich Tante Friedel, die ebenfalls mit ihren Kindern Gisela und Dieter in Königfeld Ferien machte, übergeben. Auch daran habe ich Erinnerungen. Oft spielten wir im Wald, hin und wieder aber mußte ich böses Kind aber auch in der Ecke stehen, während Cousine Gisela Klavier übte. Aber auch diese schlimme Zeit ging vorbei.

Ja, Du hattest Einzug gehalten in der Lenaustr. Da Du nach dem, was Du in Deinem kleinen Leben schon mitgemacht hattest, - nicht verwunderlich-ständig laut schriest, wurde es den über uns wohnenden Hausbesitzern zu viel und wir mußten umziehen (diese Version hörte ich des Öfteren, wenn unsere Eltern den dann folgenden Umzug in die Zollernstr. Freunden und Verwandten gegenüber verständlich machten).

Ja, und dann begann unser Kinderparadies. Meine Erinnerungen werden deutlicher. Es sind zwar immer noch Momentaufnahmen.

Wir wohnten in dem gelb-roten Backsteinhaus, dessen Wohnungen, drei an der Zahl - mit Ausnahme der Hausmeisterwohnung, der vierten im Untergeschoß- man für Tübinger Verhältnisse fast als herrschaftlich bezeichnen konnten. Denn außer Wohn-, Ess-, Herren-, Kinder- und Elternschlafzimmer gab es noch ein „Mädchen-“zimmer, dies vor der Wohnungstür auf dem selben Stock. Eine großzügige, verglaste Veranda mit direktem Zugang zum Garten, die für uns Kinder eine wichtige Rolle spielte, um jederzeit in den riesigen, teils verwilderten Garten ausbüchsen zu können, schloß sich an das Wohnzimmer an.

Und dann, für uns zwei ganz wichtig: es gab Kinder in dem Haus. Über uns im 1. Stock wohnten Dorns - ein Freund für Dich, Reiner, einen Freund für mich, Dieter; jeweils wohl ca 1 Jahr älter. Im 2. Stock wohnten Klaibers mit zwei Kindern, jünger als wir, Hella und Büdi. Und da war dann bei Klaibers noch die „Tante“ (eine unverheiratete Schwester von Frau Klaiber) die mit der ganzen Kinderschar aus dem Haus Spaziergänge auf den Österberg machte. So ist mir noch heute jeder Winkel dort nicht nur vertraut, er weckt auch spezielle Gefühle: die ersten Spaziergänge nach der Schneeschmelze, der Geruch nach Frühling, die ersten Veilchen, die wir triumphierend Mutti mit nachhause brachten; dann waren es Annemonen, Schlüsselblumen, später im Jahr die Margueritensträuße. So lernten wir von der „Tante“ die Wiesenblumen kennen.

Die verschiedenen Plätze im Garten, der nach Süden hin in's Neckartal stark abfiel, erkundeten wir jedes Frühjahr auf's Neue. Eine ganz frühe Erinnerung, die jedes Jahr, wenn die ersten typischen Sommermorgen mit der Kühle vor der heraufziehenden Hitze in's Land kommen, vor meinem inneren Auge auftaucht, ist die: jemand bindet mir die Schuhe zu, stellt mich auf den Boden, ich laufe über besagte Veranda zur Gartentreppe, laufe zu „Schwester Adelheid's“ Wiese, um zu schauen, wie hoch sie seit gestern gewachsen ist, denn,

wenn man sich flach auf den Boden legt, kann man die Grashalme waldähnlich gegen den blauen Himmel wachsen sehen, während auf dem Boden sich eine kleine Welt von Käfern, Heuschrecken, Ameisen und was sonst noch dazu gehört, tummelt.

Dann gibt es aber noch andere Vergnügungen: mein Freund Dieter hat ein großes Dreirad, wahrscheinlich eine Vorläufer-Version der heutigen Stützrad-Variante. Als meine Beine endlich lang genug sind, läßt er mich großzügig ab und zu darauf fahren, das Gleiche im Winter mit seiner elektrischen Eisenbahn. Wahrscheinlich stammt aus dieser Zeit meine für ein Mädchen nicht so typische Vorliebe, für eben dieses Spielzeug, dies bis heute.

Von Dir, liebe Elke und Deinem Freund Reiner habe ich noch in Erinnerung, daß Ihr immer zu Blödsinn aufgelegt wart. Das war sicher im Verhältnis zu anderen Kindern nicht mehr und nicht weniger, aber mein selektives Gedächtnis hat eben Solches aufbewahrt, z.B. daß eines Tages großes Theater war, weil sämtliche Pfingstrosenknospen an Muttis Prachtbusch fehlten, Ihr Euch jedoch keineswegs zerknirscht zeigtet, weil Ihr doch auf Deinem neuen Puppenherd Rosenkohl kochen wolltet...

Für mich begann eines Tages dann so etwas wie „der Ernst des Lebens“: Kindergarten. Außer einigen Festen, die, wie z.B. Fastnacht wir dort intensiv feierten, ist mir nicht mehr viel davon in Erinnerung, oder doch? Nämlich, daß Dieter, der inzwischen Schüler war und in derselben Straße (Grabenstr.) sein Schulgebäude hatte, wohl den Auftrag haben mußte, mich heil nach hause zu bringen. Jedenfalls spüre ich noch heute seinen festen Griff, daß er mich hinten am Mantelkragen packte und vor sich her durch die Grabenstraße schob und erst locker ließ, als wir begannen, den sicheren Österberg zu erklimmen.

Jedes Paradies neigt sich einmal dem Ende zu, jedenfalls erlebten wir beide es so. Eines Tages stand ein großer Möbelwagen im Garten (Ja, er war sogar den steilen Schotterweg von der Schwabstraße herunter gefahren) und lud alles, auch Dreirad und elektrische Eisenbahn ein und wir beide trauerten um Reiner und Dieter, die mit ihren Eltern nach Braunschweig zogen.....

II

Von unseren Großeltern haben wir nur noch die „Berliner“ Oma kennen gelernt, denn die schlesischen Großeltern waren längst tot als ich auf die Welt kam, und der "afrikanische“ Opa (sein „Herrenzimmer“ in Berlin-Zehlendorf war bis zu Omas Tod ein Afrika-Museum) starb ein Jahr nach meiner Geburt.

Aber da waren ja die vielen Onkel und Tanten, Vettern und Cousinen! – Wenn ich an unser Familienleben vor und während des Krieges denke, dann kommt es mir so vor, als ob wir ständig Besuch hatten. Eines steht fest: wir hatten ein sehr gastliches Elternhaus. –

Kein Wunder, wenn man bedenkt, in Papis Familie wurden zehn Kinder groß, in Muttis Familie waren es „nur“ fünf.

Schon ganz früh in meiner Erinnerung kamen Vatis Schwestern, die unverheirateten Pfarrerstöchter oft zu Besuch. Wir merkten bald, daß bei aller liebevollen Fürsorge (und die war groß: gesmokte Kleidchen, bestickte Strickjacken) doch auch eine gewisse preußische Pfarrhaus-Strengte einkehrte.

Ganz im Gegensatz hierzu war die Atmosphäre, die unsere Mutti verbreitete. Sie selber hatte ja eine sehr freie und großzügige Kindheit erlebt und ich habe noch ihre Aussage im Ohr: ich möchte, daß meine Kinder auch so frei aufwachsen können. Dies war sicher nicht auch nur annähernd zu verwirklichen, denn eine afrikanische Kindheit, wie sie sie erlebt hatte, ließ sich auf Österberg-Verhältnisse nur begrenzt übertragen. Aber die Lebensfreude und Wärme, ihr Vertrauen, das sie stets in uns setzte, haben uns tatsächlich eine Kindheit ermöglicht, die in meiner Erinnerung ein Kinderparadies ist.

Den Charme der Dämmerstunden machten Muttis Erzählungen aus ihrer Kindheit aus. Wenn wir spürten, daß die Stimmung dazu angetan war, kam unser Schlachtruf: „Mutti, erzähl‘ uns von Afrika“. Und sie tat dies ja selber nur zu gerne, das wußten wir, denn auch in ihren nächtlichen Träumen weilte sie oft in ihrer Heimat Südwestafrika. Sie konnte morgens aufwachen und noch ganz beeindruckt Vati und uns erzählen: „ich habe vom afrikanischen Regen geträumt und habe in der Nase noch den Geruch vom Gras, das nach dem Regen zu wachsen beginnt“.

Ja, und dann erfuhren wir, wie sie und ihre vier Geschwister: Hermann, Bernhard, Dorothee und Albrecht die großzügige Kindheit, die die Eltern ihnen in Windhuk bieten konnten, genossen haben. Jedes Kind hatte ein eigenes Reitpferd. Erst kürzlich fiel mir plötzlich der Name von Muttis Pferd ein: Rehobot hieß der Schlingel. Einmal ritt Mutti ganz allein auf ihm aus und aus irgendeinem unerklärlichen Grund bekam Rehobot plötzlich das große Galoppieren. Irgendjemand hatte Mutti gesagt, sie solle sich in solch einem Fall an der Mähne recht fest halten. Das führte zu noch rasenderem Galopp. Jedenfalls hatte das kleine Mädchen mächtig Angst, das Pferd würde mit ihr in die Namib reiten; umso fester griff sie in die Mähne, umso rascher galoppierte Rehobot, aber nicht in die Namib, sondern nach einer ausgiebigen Runde drehte er um und soll laut wiehernd vor dem elterlichen Gartentor stehen geblieben sein. – Bei aller Großzügigkeit konnte Opa Hugo aber auch auf eine manchmal etwas drollige Art gerecht und konsequent sein: alle fünf Kinder bekamen je eine Geige. Hermann der Älteste begann mit dem Geigenunterricht. Als er aber anstatt zu üben, lieber Fußball spielte, kassierte Opa Hugo gleich alle fünf Geigen wieder ein. Unsere Mutti hat unter dieser Tat gelitten. Es blieb ein Trauma, das sich erst bessern konnte, als sie dann als junge Frau in Tübingen begann, Klavier zu lernen. Ich erinnere mich noch, daß eine Klavierlehrerin ins Haus kam und Mutti auf dem alten Klavier, das aus Vatis Elternhaus stammte, natürlich

Elfenbeintasten hatte und zwei messingne Kerzenhalter links und rechts, in die Anfangsgründe des Klavierspiels eingeführt wurde. „Gestern abend ging ich aus, ging wohl in den Wald hinaus, saß ein Häschen in dem Gras“sang sie zu ihrem ersten Liedspiel.-

Die afrikanische Kindheit ging 1919 zu Ende. Opa als Angehöriger der deutschen Kolonialregierung in Südwest wurde damals mit der ganzen Familie ausgewiesen. Die Brüder Bernhard und Albrecht kehrten nach Abschluß ihres Studiums in Deutschland später zurück. Mein Patenonkel Albrecht war bis zum Beginn des 2. Weltkrieges stolzer Besitzer einer Karakulfarm. Daß seine Farm ca 17.000 ha groß gewesen sein soll, hat mich als Kind sehr beeindruckt. (unvorstellbar!!). Daß aber die kleinen Lämmchen noch vor der Geburt getötet werden mußten, um das lockige Persianerfell zu bekommen, habe ich dem Onkel übelgenommen. – Bernhards Frau Ursula, gen. Tante Ulle, war kurz vor Ausbruch des 2. Weltkrieges mit ihrer kleinen Tochter Uschi nach Deutschland gereist. Sie waren beide oft bei uns in Tübingen, später auch in Tetschen und wir besuchten sie bei unseren Berlin-Aufenthalten.

Die beiden Brüder Albrecht und Bernhard wurden mit Ausbruch des Krieges in der Südafrikanischen Union sofort interniert, Albrecht während des ganzen Krieges, Bernhard kam –wohl um 1942 herum- per Gefangenen austausch nach Deutschland.

Da ich nun zeitlich weit vorgegriffen habe, möchte ich doch auf die wenigen Erinnerungen, die ich an Papi's Erzählungen aus seiner Kindheit habe, erst einmal zurück kommen. Ja, warum ist die Erinnerung daran so blaß? So farbig wie Mutti's Geschichten konnten sie naturgemäß nicht sein, und dann kam sicher hinzu, daß er in seiner ruhigen, zurückhaltenden Art fast gedrängt werden mußte, um zu berichten. Das Bild von dem kleinen Günther – vier große Geschwister waren bereits da – der sich am liebsten in den Kuhställen der Nachbarschaft herum trieb und lieber als am pfarrherrlichen Abendbrottisch, sein Vesper mit den Bauern in deren Küche verzehrte, hat sich mir tief eingepägt. – Die Musik spielte in dieser Familie eine große Rolle. Jedes Kind spielte ein anderes Instrument. Günthers war das Cello. Bruder Wolfgang, ein paar Jahre älter, war der Pianist und Orgelspieler. Die kleineren Brüder brauchte er hierbei zum Blasebalgtreten. Die Sage geht um, daß das gemeinsame Orgelspiel so mächtig war, daß sie ein starkes Gewitter mit Unwetter völlig überhörten.

Da in dem kleinen Städtchen Kauffung an der Katzbach, Niederschlesien, ein humanistisches Gymnasium fehlte, mußten die älteren Schwestern, allen voran Trudelotte (GertrudCharlotte), meine Patentante, in Liegnitz einen Haushalt führen, damit die jüngeren Geschwister dort das Gymnasium besuchen konnten.

Erst dann durften sie ihre Ausbildung beginnen. Immerhin, die Pfarrersfamilie Stockmann stach dadurch hervor, daß alle Kinder, auch die Mädchen, eine Ausbildung erhielten. Finanziell ermöglicht wurde dies dadurch, daß das von unserer Urgroßtante Anna von Bredow ererbte Gut verkauft wurde. Diese Urgroßtante, jüngste Schwester der Urgroßmutter Adelheid, geb. v. Stwolinska, spielte in der Großfamilie Stockmann eine hervorgehobene Rolle. Sie hatte keine eigenen Kinder, war jung Witwe geworden, reiste viel, besonders nach Italien und hatte schon als Kind viel gezeichnet und gemalt, was dazu führte, daß sie dieses Hobby, besonders auf ihren Reisen, pflegte. (Etliche ihrer Bilder wurden nach Tante Erikas Tod von Cousine Gisela Schellenberger an das „Haus Schlesien“ verkauft.) Urgroßtante Anna kümmerte sich liebevoll um ihre vielen Groß-Nichten und -Neffen, unterstützte diese auch finanziell. Der jüngste Sohn ihrer Schwester Adelheid, Johannes Stockmann, war ihr besonderer Augenzwerg. Ihn soll sie von klein auf gefördert haben – kein Wunder, daß er es bis zum preußischen General brachte. Ich hatte dies deshalb in so leuchtender Erinnerung, weil wir, Elke und ich, ihn und seine Frau 1941 mit den Eltern in deren Potsdamer Haus besuchen durften; vorher wurden wir angewiesen, uns tadellos zu benehmen, ja nicht mehr als drei Stück Kuchen zu essen und überhaupt..... Wir waren erleichtert, als wir nach dem Pflichtprogramm mit der Haushälterin zum Ballspielen in den Garten gingen und staunten nicht, schlecht, als Großonkel Hans zu uns in den Garten kam und sich alles andere als preußisch steif gab.

Als ich dann vierzehnjährig, abgebranntes Flüchtlingskind, aus Großonkel Hans' Nachlaß einen echten preußischblauen Generalsrock aus gutem Tuch bekam, und mir daraus ein schicker Wintermantel genäht wurde, blieb dieses Familienmitglied für mich ein Vorfahre, an den ich gerne zurück denke.

Die Tatsache, daß unser Vater, wie viele seines Jahrganges, mit neunzehn Jahren freiwillig in den Krieg zog, verwundet wurde, und in russische Gefangenschaft geriet, was ihm 3 ½ Jahre Sibirien einbrachte, hat mich von klein auf sehr beschäftigt und belastet. Auch hierüber mußte Vati berichten. Wir erfuhren, daß er, der immer großes Interesse für Land und Leute hatte, sich über die Lager-Bewachung eine Grammatik, Wörterbuch und russische Zeitungen beschaffen konnte, Russisch lernte, eine Lagerzeitung zusammenstellte, und dass er überhaupt mit Russen ins Gespräch kommen konnte, zeitweilig auch als Dolmetscher tätig wurde. Das Interesse allgemein an seinen Mitmenschen war auch in dieser Zeit Motivation für seine Aktivitäten. Eines Tages lernte er Elsa Brandström kennen, den „Engel von Sibirien“, deren Arbeit er dadurch unterstützen konnte, daß er nach seiner Entlassung in Schweden Vorträge über die Situation in den sibirischen Gefangenenlagern hielt und Geld für ihre Arbeit sammeln konnte. So lernte er noch perfekt schwedisch.

Viel, viel später, einige Jahre nach Ende des 2. Weltkrieges sprachen wir auch über seine Erlebnisse direkt an der Front. (Am 2. Weltkrieg hat er nicht teilgenommen, da er vom 1. Weltkrieg her schwerkriegsbeschädigt war).

Zwei seiner älteren Brüder fielen im 1. Weltkrieg. Als er, ausgerechnet am Geburtstag seiner Mutter aus der Gefangenschaft zurück kam, war die Freude unbeschreiblich, zumal auch er als gefallen gemeldet worden war.

Zunächst studierte er in Breslau, dann in Tübingen Theologie, wechselte dann aber zu Staatswissenschaften und Geschichte. Einen Grund für den Wechsel sah er in den Anforderungen, die möglicherweise an ihn gestellt würden, wenn er von der Kanzel Meinungen äußern sollte, die er mit seinen Erfahrungen aus Krieg und Gefangenschaft nicht in Einklang würde bringen können!!!

Seine Doktorarbeit führte ihn wieder in das inzwischen vertraut gewordene Schweden. Thema seiner Dissertation war: „Die schwedische Dorfgemeinde und ihre Auflösung durch Vereinödung“ (promoviert am 6. November 1926 zum Dr. rer. pol. mit summa cum laude).

Nach der Promotion trat er eine Stelle am Stat. Reichsamt in Berlin an. Da unsere zukünftige Mutti nach ihrem Volkswirtschaftsstudium ebenfalls dort arbeitete, sie außerdem morgens zur Arbeit denselben Omnibus benutzten, dauerte es nicht lange, bis sie sich auch außerhalb der Arbeit trafen. So war es nur eine Frage der Zeit, bis in Zehlendorf in der Camphausenstr. Verlobung und Hochzeit gefeiert wurden. Hierzu gibt es eine fröhliche Hochzeitszeitung...

III

Und nun sieht unsere Mutti zum ersten Mal ihr künftiges Domizil, denn die standesamtliche Trauung findet bereits in Tübingen statt.

Begleitet von ihrem Vater –unserem Opa Hugo- als Trauzeugen, reisen die Drei nach Tübingen. Der andere Trauzeuge -Vatis Eltern sind bereits tot- ist sein Doktorvater, Prof. Carl Johannes Fuchs.

Eine Wohnung auf dem Österberg, genau in der Lenaustr., wird gemietet. Und nach der kirchlichen Trauung in Zehlendorf folgt der Umzug nach Tübingen.

Papi hat eine Assistentenstelle am: „Deutschen Forschungsinstitut für Agrar- und Siedlungswesen“ der Eberhard-Karls-Universität inne; nach der Habilitation kommen die Vorlesungen als Privatdozent hinzu. - Die Assistentenstelle, wichtig als Broterwerb, fällt leider schon 1935 weg, weil Herr Darré (Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft) diese Institute deutschlandweit schließt.

Der damalige Universitätskanzler soll sich für die nächsten Jahre in vorbildlicher Weise bemüht haben, unsere weitere finanzielle Grundlage durch z.B. Forschungsgemeinschaftsstipendien zu sichern. Vati sprach bis zu seinem Tod freundschaftlich und mit großer Hochachtung von diesem Herrn.

Auch wenn wir Kinder direkt nichts von diesen materiellen Einschränkungen spürten, so habe ich doch in Erinnerung, daß Mutti auf unsere Bitten um besondere Geschenke meinte: fragt Oma, sie ist reich. Daß Oma keineswegs reich war, eben von ihrer Witwenpension lebte, davon konnte ich mich später, als ich während meines Studiums 54/55 bei ihr in Zehlendorf wohnte, überzeugen. Es muß also Muttis Gefühl, sich nach der Decke strecken zu müssen, dahinter stehen.

Als dann 1941 für Vati der Ruf an die Landwirtschaftliche Hochschule nach Tetschen-Liebwerd (heute CR) kam, war es gar keine Frage, diesen anzunehmen. Es war ein absolutes Muß. Daß die Eltern den Familienumzug dann noch ein Jahr hinauszogen, Papi in Tetschen erst mal als „möblierter Herr“ lebte, wurde staatlicherseits mit großem Mißtrauen beäugt. Als ihm dann 1942 ein Haus mit Garten in der schönsten Lage von Tetschen aufgenötigt wurde, gab es kein Halten mehr. Der Umzug der Familie stand bevor.

IV

Aber noch sind wir alle in Tübingen. Wieder einmal rollt ein Möbelwagen den geschotterten Gartenweg hinunter. Diesmal holt er niemanden weg, nein, er bringt uns neue Mitbewohner. –

Als ich am nächsten Morgen in den Garten eile, an die Stelle, an der noch die Schaukel von Dieter und Rainer hängt, steht da ein kleines Mädchen – na, von wegen klein zumindestens so groß wie ich – mit Puppe im Arm und das Bemerkenswerteste an ihr, zwei richtige Zöpfe (mein Lebenstraum) baumeln um ihre Schultern. Auch dies ein bewegendes Bild, das mir mein Leben lang vor Augen bleibt. Die dazugehörige Mutti eilt herbei, legt ihren Arm um ihr Töchterchen und stellt sie mir vor: - Das ist Gisela. Beim Schreiben fallen mir die oft zitierten Worte ein: dies ist der Anfang einer wunderbaren Freundschaft.

Mit den beiden Klaiber-Kindern sind wir nun eine kleine Bande von fünf. Noch sind wir alle Kindergartenkinder, aber nur morgens. Nachmittags ist unser großer Garten, in dem man Winters sogar die ersten Skilaufversuche machen konnte, unser Erkundungsterrain.

Wir drei, d.h. Elke, Gisela und ich bekommen Ski; Mutti näht uns allen Skianzüge. Und ab geht's zu den Wiesen am Kaiser-Wilhelmsturm. Vorneweg den großen Schlitten (er stammt noch aus Papis Elternhaus – ich assoziiere ihn bis heute mit Riesengebirge) mit der kleinen Elke darauf sitzend, zieht Pa-

pi vor uns her, bis zu besagten Übungswiesen. Ja, damals gab es wohl noch regelmäßig so viel Schnee, daß auch die Straßen auf dem Österberg genügend Schnee für das Schlittenziehen aufwiesen. Gisela und ich fühlen uns ja schon bald als Skiasse, während Elke mit ihren knapp 4 Jahren und ihren „Rutscherle“, auf denen sie dann am liebsten sitzend zu Tal fährt, von uns nur bedingt ernst genommen wird. (Historische Wahrheit hat Vorrang!!). Und dann beginnt der Skiunterricht..... Vati hatte in seinen Schwedenjahren seine Liebe zum Skilaufen entdeckt und dies dann in den Studentenjahren weiter ausgebaut.

In den ersten Ehejahren hatte er mit Mutti öfters Skiurlaub im Allgäu gemacht, und nun sind wir an der Reihe. Begriffe wie Telemark und Christiania werden uns erläutert, aber vor allem die richtige Haltung führt Papi uns vor und läßt uns nacheinander vorfahren. So lernen wir auch dem Winter vielfältige Freuden abzugewinnen, bis das Tauwetter kommt und ich mit Freuden verkünde: „es wird Frühling, die Steiner kommen raus“. – So zitiert mich Gisela noch heute, wenn uns beide beim Skilaufen im Spätwinter die erste Frühlingsahnung überkommt.

Im Frühjahr 1939 werden Gisela und ich eingeschult, noch richtig mit Schiefertafel, Griffeln und baumelnden Schwämmchen am Ranzen. Unsere Zuckertüten sind groß und gut gefüllt.

Ich schließe mit Dir, liebe Elke, den ersten Vertrag Deines und meines Lebens: Ich gebe Dir die Hälfte vom Inhalt meiner Zuckertüte und in zwei Jahren wirst Du mir die Hälfte von Deiner Tüte abgeben. Du hast Dich daran gehalten, auch wenn es dann – wir leben mittlerweile im dritten Kriegsjahr – keine so übervolle Tüte mehr gab.

Gisela und ich wandern jeden Tag den weiten Weg hinunter in die Gartenstr., weiter über die Neckarbrücke, durch die Lindenallee zur Wildermuthschule und zurück. Wir gehen gern zur Schule; neue Freundinnen kommen dazu.

Alles könnte so bleiben, wie es ist. Doch auch wir Kinder spüren, daß sich etwas verändert. Nicht erst, als wir die ersten Flüchtlinge in's Haus bekommen, sie sind aus Oberschlesien evakuiert und schenken mir zum Geburtstag sogar eine Tafel Schokolade, schon etwas Besonderes. Noch heute empfinde ich die drückende Atmosphäre in den Wochen vor Kriegsausbruch, die auf uns allen lastete. Schon in den ersten Wochen wird Giselas Vater eingezogen. Das ist die erste spürbare Veränderung für unsere kleine Welt. Unser Vati ist durch seine Kriegsverletzung aus dem 1. Weltkrieg u.k. gestellt und bleibt somit erst noch bei uns. Giselas Vater kommt nach Helgoland. Man erklärt uns, daß er mit seinem technischen Wissen dort gebraucht wird. So bekommt Helgoland für uns eine besondere Faszination. In den Urlaub bringt er

uns je eine Muschel mit; hält man sie an's Ohr, kann man das Meer darin rauschen hören.

Aber dann kommen die ersten Luftangriffe. Mitten aus dem Schlaf heißt es, Mantel überziehen und ab durch den Garten zu Schwester Adelheid in den Luftschutzkeller. Noch sind die Angriffe auf die Nacht beschränkt, so daß man sich tags wieder über den strahlend blauen Himmel, der nachts so unheimlich wirkt, freuen kann.

Solange Dorns (die Eltern von Dieter und Reiner) noch im Haus wohnten, versammelten sich die Erwachsenen vor deren Radioapparat. Es war damals der Einzige im Haus.

Jetzt haben wir selber einen Volksempfänger, um die so wichtig gewordenen „Sondermeldungen“ zu hören.

Als Papi dann nach Tetschen zieht, beginnt eine Zeit, die mir sehr eindrücklich in Erinnerung geblieben ist. Die beiden zurückgebliebenen Frauen, Mutti und Frau Hansel schließen sich enger zusammen, wir sind fast eine Großfamilie, teilen Freud und kleine Leiden, als da sind z.B. Elkes Scharlach. Während der Quarantänezeit wohne ich bei Gisela und ihrer Mutti, genau einen Stock höher, sogar mein Fußboden über Deiner Zimmerdecke, sodaß ich Dir, Elke, Klopfzeichen schicken kann; und tatsächlich, der Scharlach geht an mir vorüber, ich kann weiter zur Schule gehen und nach 6 Wochen bist auch Du wieder gesund und munter – erzählst allen Leuten, auch den Soldaten im Schilderhäuschen vor dem Verbindungshaus „Westfalia“ in der Staufenbergstr.: „ich war ganz arg krank, jetzt bin ich aber wieder gesund, Soldätle...“

Unsere Muttis unternehmen viel mit uns. Des Öfteren wandern wir zu fünft vom Österberg nach Bebenhausen und zurück oder zur Rosenau, die damals noch eine Bauernwirtschaft war; die Hühner kommen gar zu gern nicht nur an, sondern auch auf den Tisch, was uns Kinder natürlich sehr erfreut.

Einzelne dunkle Wolken gibt es nun schon eine ganze Weile über unserem Kinderparadies. Die ersten zogen schon auf, als Dieter eines Morgens mit mir die Treppen vom Österberg in die Gartenstr. hinunterging und wir dann am Fuß des Österbergs, dort, wo damals die Nudelfabrik Bechtle stand, die noch schwelende Asche der Synagoge erschrocken bestaunten.

Eines Tages, Mutti ging mit uns zum Einkaufen in's Städtchen, wie meistens ging es außer zu Kolonialwaren-Flammer an der Stiftskirche, auch zu Feinkost-Hadank, Neue Str., betraten wir Frau Hadanks Laden. Eine hochgewachsene Dame, die man vom Sehen kannte, wartete bereits. Trotzdem wandte sich Frau Hadank Mutti zu, die ihrerseits darauf bestand, die Dame sei vor ihr an der Reihe. Frau Hadank deutete ohne weiteren Kommentar in Richtung Mantelrevers der Dame. Dort prangte ein gelber Stern – ein Abzeichen, das wir

in einer Zeit der vielfältigsten Abzeichen seit kurzem doch mit besonderem Befremden wahrnahmen -. Jetzt sollten wir miterleben, was es damit auf sich haben konnte. Mutti bestand darauf, sie wolle warten. Auf dem Nachhauseweg mußte Mutti uns Rede und Antwort stehen.

Noch im selben Jahr, den Sommerferien 1941, hatten wir Vati in Tetschen besucht. Nach den anschließenden Ferien an der Ostsee besuchten wir Oma in Berlin-Zehlendorf, wo Mutti auch jedesmal Freunde aus ihrer Schul- und Studienzeit traf. Statt ihre beste Freundin, eine Jüdin, die mit ihrer Mutter in Oma's Nähe wohnte, besuchen zu können, standen wir vor den Trümmern von deren Einfamilienhaus. Mutti stand in Gedanken versunken neben einem Baum und murmelte: „Vielleicht war es besser so“. – Beide waren bei dem Luftangriff umgekommen. – Damals war Muttis Bemerkung für mich unverständlich. Erst Jahre später, im nachhinein, dämmerte mir der Sinn ihrer Worte, als die Eltern, inzwischen Bürger des damaligen Sudetenlandes, so Manches im Bekanntenkreis oder der Nachbarschaft erlebten, wodurch sich auch für uns Kinder die Bedrohlichkeit in der nächsten Umgebung immer mehr verdichtete.

Auch ein auf den ersten Blick noch harmlos wirkender Vorfall reiht sich in meiner Erinnerung in diese Kette ein: die Frau unseres Gärtners bringt zusammen mit einigen französischen Kriegsgefangenen im Herbst 1941 die Winterkartoffeln und Gemüse. Freundlich, wie Mutti ihren Mitmenschen begegnete, begrüßte sie das Grüppchen im Hausflur in deren Muttersprache; sie wurde daraufhin von der Gärtnerin brüsk unterbrochen, sie wisse doch, daß man mit Feinden nicht reden dürfe.

Diese Mosaiksteine fügen sich fast nahtlos aneinander; sie bewirken ein Klima, in das sich dann wie selbstverständlich Vorfälle einfügen, wie der, daß die beliebte Sportlehrerin 1944 eines Morgens nicht zum Unterricht kommt, weil sie einen englischen Sender gehört haben soll und nun im Gefängnis sitzt.

–

Das damals überall aufgeklebte Plakat: Achtung, Feind hört mit, machte uns nicht nur dem staatlicherseits bestimmten Feind gegenüber mißtrauisch, auch in der allernächsten Umgebung vermuteten wir, ja wir mußten sie vermuten, Menschen, die aus unterschiedlichsten Gründen einander übel mitspielen könnten. –

Für Elke und Gudrun

v

Das Frühjahr 1942 bringt uns eine große Überraschung: Mutti erwartet ein Kind. Sie meint, es müßte ein Junge werden. Ihr kleiner Bub, den sie sich sehr gewünscht hatte, war im Herbst 1934 tot zur Welt gekommen. - Wie oft war sie mit uns zweien zu dem kleinen Kindergrab auf dem Tübinger Stadtfriedhof gepilgert! So auf den neuen Familienzuwachs vorbereitet, mußten wir, Elke und ich, enttäuscht reagieren. - Nun, Mutti war von Giselas Mutter am Abend zuvor in die Frauen-Klinik gebracht worden, und nun stand Frau Hansel bei uns im Elternschlafzimmer, wohin wir beide uns verkrochen hatten. Mit glänzenden Augen teilte sie uns mit, daß wir ein Schwesterchen bekommen hätten. Zunächst machten wir lange Gesichter. Ich habe noch Frau Hansels Befremden in Erinnerung: „Na, freut ihr euch denn nicht, Gisela würde sich ja so freuen, wenn sie ein Schwesterchen bekäme. - Wir müssen bei unserem ersten Besuch bei Mutti ähnlich reagiert haben, zumal das kleine Wesen in Muttis Arm überhaupt nicht unseren Babypuppen ähnlich sah. Es war eben unsere erste Begegnung mit einem Neugeborenen. Das änderte sich mit Deinem Einzug zuhause aber total. Jeder kleinste Entwicklungsschritt, besonders das erste zaghafte Lächeln wollte jede von uns „großen“ Schwestern als Erste wahrgenommen haben. - Vier Wochen Idylle mit dem kleinen Schwesterchen genießen wir noch in der Zollernstr..

Auf einmal kommt Unruhe in's Haus. Tante Erika kündigt ihren Besuch an. Mutti holt ihren großen Wäschekorb in's Wohnzimmer. Eine Begutachtung, bei der natürlich Giselas Mutti mit Rat und Tat zur Stelle ist, findet statt. Des Rätsels Lösung: wir werden umziehen und hierfür soll der Wäschekorb als Babybettchen dienen. Zur Probe wirst Du schon einmal hineingelegt. Du scheinst Dich wohl zu fühlen. Vielleicht freust Du Dich schon auf die erste Reise Deines Lebens. -

Die Packer kommen. Allmählich verwandelt sich unser gemütliches Zuhause in eine Art Heerlager, bis wir zum Schluß nur noch auf geliehenen Stühlen sitzen. Der Abschied von den Freundinnen, allen vorweg Gisela und ihrer Mutti, der Schule, den Nachbarn ist schon etwas Seltsames. Besucht hatten wir Papi ja schon im vergangenen Sommer, um uns mit Tetschen an der Elbe vertraut zu machen, einem Städtchen, das den K. u. K.-Charme des alten Österreich konserviert hatte.

Ich habe in Erinnerung, daß die Neugierde auf das kommende stärker war als der Abschiedsschmerz. Etwas merkwürdig war mir schon, als unsere Nachbarin, Frau Moor beim Verabschieden zu mir meinte: „Ja Mädle, du kosch dene jo ed amol saga, wie mer bei ons schwätzd“. - Tatsache war, daß ich als gebürtige Tübingerin in den ersten acht Jahren meines Lebens kein Schwä-

bisch gelernt hatte. Bis zu diesem Augenblick war mir dies nicht bewußt gewesen. Ich hatte die Anderen verstanden und sie mich: für mich war dies ausreichend gewesen!

VI

Die Bahnstrecke Tübingen / Stuttgart ist noch vertrautes Heimatgebiet. In Stuttgart steigen wir um in den D-Zug nach Nürnberg. Der Umzug ist gut organisiert.

Ein Abteil I. Klasse ist für uns reserviert. Unser kleiner Zug, angeführt von Mutti und Tante Erika, gemeinsam den Wäschekorb tragend, Elke und ich hinterher mit Papi und Gepäck erregen Aufmerksamkeit. Fast jeder wirft einen Blick in den Korb und geht lächelnd weiter.

Elke und ich genießen die Fahrt in den roten Polstern der I. Klasse. Genau vor einem Jahr hatten Elke und ich mit Mutti die gleiche Reise gemacht. In Nürnberg hatten wir für zwei Tage halt gemacht und Mutti hatte uns die Stadt gezeigt. Dieses Mal geht es nach kurzem Aufenthalt und Umsteigen gleich weiter Richtung Prag. Wieder wird für uns vor unseren Augen ein Abteil aufgeschlossen. Die roten Polster sind einen Hauch altertümlicher als im vorigen Zug (K.u.K.-mäßig?) Wir sind im D-Zug Wien / Berlin. Spät nachts hält der Zug in Bodenbach, dem Zwillingstädtchen von Tetschen am anderen Elbufer.

Mutti ist sehr neugierig auf das neue Zuhause. Von Tübingen aus hatte sie Anweisungen für die Renovierung des Häuschen's gegeben. Ich erinnere mich noch ganz genau, daß sie mit der Taschenlampe (offensichtlich war der Strom noch nicht angeschaltet) alle Räume besichtigte, bevor wir uns aufschon wieder geliehenen – Möbeln niederließen. Der Möbelwagen war wohl noch irgendwo unterwegs, vielleicht im Böhmerwald, steckengeblieben.

Früh am nächsten Morgen, es war ja Mitte Juni, also frühzeitig hell, wurde ich wach. Mich hielt es nicht mehr im Bett, zumal es ein ungemütliches Feldbett war. Ich zog mich an und machte mich auf zu Entdeckungsreisen, zunächst in den Garten. Ähnlich mag sich Columbus gefühlt haben, als er Amerika entdeckte, nur, daß ich nicht mit unbekanntem Gefahren rechnen mußte. Bei mir stand die Inbesitznahme im Vordergrund, z.B. ein herrlicher Kirschbaum der neben dem Wintergarten stand. Ich machte gleich einen Kletterversuch und entdeckte, daß dies ein Zugang zu dem Balkon war, der sich über dem Wintergarten befand. Vor dem Esszimmerfenster, gleich neben dem Ausgang zur Haustür, war eine herrlich dichte Kiefer, ein ausgemacht schöner Kletterbaum, den ich vor allem bei leicht windigem Wetter lieben lernte, weil man dann im Wipfel so herrlich hin und her schaukeln konnte. – Und überhaupt, um das Haus herum gab es viel Platz.

Nach dem Frühstück machten wir beide, Elke und ich, uns auf Entdeckungsreisen außerhalb des Gartens und kehrten sehr zufrieden zurück, da in den meisten Häusern der Lausitzer Str. auch Kinder wohnen.

Auf einmal kommt auch unser Möbelwaren angerollt – Walter und Söhne, Tübingen – Und dann wieder rastlose Hektik. Tante Erika übernimmt das Regiment über Haushalt und Kinder, damit Mutti sich dem Baby und dem Einrichten widmen kann.

Und zum Abendbrot sitzen wir wieder alle, wie gewohnt, um unseren ovalen Esstisch nur in neuer Umgebung. Ein weiteres „Familien“-Mitglied ist hinzu gekommen. Wir haben einen großen Bruder bekommen: Christoph, der Sohn unserer Wohnungsvorgänger ist verabredungsgemäß in Tetschen geblieben. Weil er noch sein Abitur an seiner bisherigen Schule absolvieren sollte, bewohnt er weiterhin sein Dachzimmer hoch oben unter dem Giebel.-

VII

Am nächsten Morgen heißt es früh aufstehen. Papi geht mit mir zu meiner zukünftigen Schule, um mich dort anzumelden, und - läßt mich auch gleich dort. Es ist das erste Mal, daß ich mutterseelenallein in neuer Umgebung zurück bleibe, eine Erfahrung, die sich in meinem weiteren Schulleben noch viele Male wiederholen soll. Noch ist dies ganz neu, aber noch ist es möglich, hautnah mit Mutti und Elke, die mich nach Schulschluß abholen, über das Erlebte zu reden. – Der Nachhauseweg führt durch einen Hohlweg, der, eingerahmt von verwilderten Baumwiesen, bergan geht.

Noch bevor Tante Erika uns verläßt, hat unser Leben wieder eine normale Gangart genommen. Zu Muttis Unterstützung ist ein sogenanntes Pflichtjahrmädchen – eine Christel aus Berlin – zu uns gekommen. Mit Christoph sind wir nun sozusagen 5 Kinder und zwei Erwachsene.

Mittelpunkt bist natürlich Du, das Baby Gudrun. Zunächst ist es das Paidi-Bettchen, um das wir bewundernd stehen und deine ersten Klimmzüge mit Papi analysieren. Er erklärt uns, daß ein so kleines Menschlein soviel Energie aufbringen kann, sodaß es Kräfte-mäßig im Verhältnis zu seinem Körpergewicht ein Vielfaches an Leistung zustande bringt, was ein Erwachsener schafft. Wir „Großen“ staunen. Als du dann soweit bist, daß du mit dem Laufstall auf Reisen gehst, d.h. ihn auf dem Wohnzimmerparkett vor dir herschiebst, holen wir dich raus und ermuntern dich zu deinen ersten selbständigen Schritten, es klappt!! Und dann gibt es kein Halten mehr. Bald schon stapfst du ohne helfende Hand in Haus und Garten umher und ich bin ganz stolz, wenn ich aus der Schule kommend jubelnd von dir empfangen werde: „Gigi, Gigi“. Ich habe immer Sorge, daß du eventuell deine Beinchen verwech-

seln könntest, wenn du auf mich zurennst. Auch das Plappermäulchen bewegt sich nun ständig: Gigi, Edde, Dudu; diese Namen behalten wir auf Dauer.

Inzwischen ist auch Elke ein Schulmädchen geworden. Der 2. Teil des Schultütenvertrages ist erfüllt. – Jetzt ziehen wir des Morgens gemeinsam durch den Hohlweg zur Schule; ich habe in Erinnerung, daß sehr oft Papi uns begleitete, da seine Hochschule in der selben Richtung lag, allerdings von zuhause hatte er bis Schloß Lieberd ca 30 Minuten zu laufen.

Christl ist inzwischen nach Berlin zurückgekehrt, dafür kommt unsere „Dora“, anfangs sehr still, erzählt sie mir eines Tages, daß sie aus Warschau kommt. Sie ist fünfzehn, heißt richtig Theodora, wuchs bei den Großeltern auf, weil ihre Eltern verstorben waren.

Eines Tages standen vor ihrem Gymnasiumsportal Deutsche, die sie, ohne daß sie sich von den Großeltern verabschieden konnte, mitnahmen. So kam sie nach Deutschland. Zu uns Kindern ist sie regelrecht liebevoll. Von Mutti wird sie wie die große Tochter behandelt. Mit Papi streitet sie sich oft. Er muß wohl ihren verständlichen Kollektivhaß auf deutsche Männer aushalten. –

Mutti hat sich für Vati eine Geburtstagsüberraschung ausgedacht: ich soll Klavierspielen lernen, mit dem Ziel, ihn nächstes Jahr bei seinem Cello-Spiel zu begleiten. Nun heißt es regelmäßig üben, einmal die Woche zur Klavierstunde hinunter nach Tetschen zu pilgern. Meine Klavierlehrerin ist recht streng, aber auch lieb, so komme ich ganz gut voran. Mutti ist sehr dahinter her, daß Vati nichts merkt, das Üben auch nicht zu kurz kommt. Tatsächlich, so einigermaßen klappt es dann mit den Duos von Goltermann, Koltermann o.ä.

Damit nun auch Elke in die Hausmusik eingeführt werden kann, bekommt sie zunächst eine „halbe“ Geige. Seit dem Geburtstag darf ja nun ganz offiziell geübt werden, Elke oben im Schlafzimmer, ich unten im Wohnzimmer. Im Sommer bei offenen Fenstern muß das wohl recht atonal geklungen haben. Ganz stolz sind wir, wenn wir sonntags Publikum haben: Mutti und Gudrun lauschen auf dem geblühten Sofa sitzend unserem Trio. Anfangs träumt Elke noch manchmal, wenn ihr Einsatz dran wäre. Ich bekomme ganz offiziell den Auftrag, ihr einen liebevollen Tritt zu geben, wenn es soweit sei. –

Und wieder gibt es Veränderungen: Ich muß mein eben bezogenes Dachzimmer räumen. Oma wird mit unseren Cousinen Renate und Jutta aus Berlin zu uns kommen, wegen der vielen Fliegerangriffe. Ich ziehe wieder mit Elke zusammen, was eigentlich auch viel unterhaltsamer ist. Für uns Kinder ist der Familienzuwachs amüsant. Zu viert hecken wir so Manches aus.

Für die Erwachsenen ist es keine einfache Zeit, aber alle bemühen sich um möglichst viel Normalität.-

An den Wochenenden machen wir weiterhin Ausflüge per Bus und Bahn in die Umgebung (unser Auto wurde kriegsbedingt eingezogen, bevor wir nach Tetschen umzogen), Dampferfahrten auf der Elbe, Wanderungen im Erzgebirge und der Sächsischen Schweiz. Natürlich erkunden wir auch die allernächste Umgebung. Vorbei an Wiesen und Feldern, wobei Vati uns jedesmal landwirtschaftlichen Unterricht erteilt, durchwandern wir Bauerndörfer mit stattlichen Höfen. Direkt hinter unserem Gartenzaun beginnt der Wald, sodaß wir von der Haustüre weg die schönsten Waldspaziergänge machen können.

Im Sommer gehen wir des Öfteren bewaffnet mit einer leeren Alete-Büchse Heidelbeeren pflücken; die lassen wir uns dann mit Milch zum Abendbrot schmecken.

Im Winter darf ich mit den Eltern mit dem Omnibus bis zum übernächsten Dorf fahren, von dort geht es per Ski, zumeist bergab, zurück nach Tetschen.- Ganz in der Nähe von unserem Haus gibt es genügend Möglichkeiten, um das in Tübingen erlernte Skilaufen weiter zu üben.

Mit dem zehnten Geburtstag beginnt für mich neben der Schule eine weitere neue Verpflichtung: das Dasein als „Jungmädel“, die Vorstufe zum sogenannten „BDM“ (Bund deutscher Mädel). Im Nachhinein meine ich gespürt zu haben, daß es unserer Mutti nicht recht war, daß ihr Kind nun einem Einfluß ausgesetzt war, der sehr umfassend ihrer Einflußnahme entzogen war. Obwohl ich zunächst recht gern zu den Diensten ging, nahm Mutti jede Gelegenheit wahr, mich zuhause zu behalten. Wenn jedoch Leichtathletik-Nachmittage angesagt waren, gelang es ihr nicht, mich davon abzuhalten, mich auf den Weg zum Sportplatz zu machen. Wenn ich dann abends in Begleitung eines älteren Nachbarsjungen, der schon recht zünftig in seiner Kluft aussah, nachhause kam, war ich einfach zufrieden, manchmal sogar begeistert.

Inzwischen ging ich nun auf die Mädchen-Oberschule. Es war eine Art Befreiung. Während der dritten und vierten Grundschulklasse hatte ich eine Lehrerin gehabt, die uns regelrecht drillte. Die wenigen tschechischen Kinder in der Klasse hatten es sehr schwer bei ihr. Eines Tages hatten wir eine neue Schülerin. Der Lehrerin war es wichtig, uns zu erklären, daß sie Halbjüdin sei. Eines Tages fehlte sie und kam auch an den folgenden Tagen nicht mehr. Unsere Lehrerin verlor kein Wort hierüber, auch auf Nachfragen nicht.

Irgendwie war unser Zuhause auch für die weitere Verwandtschaft in diesen unsicheren Zeiten so etwas wie eine ruhige Insel. Nicht nur, daß Tante Dörthe – Muttis jüngere Schwester – ihren Jüngsten, Gerd, in Tetschen zur Welt brachte, auch Onkel Bernhard kam, nachdem er aus südafrikanischer Internierung entlassen war, für einige Wochen mit seiner Frau Ulle und Tochter Uschi zu uns. Für uns Kinder waren dies immer Zeiten, in denen die sonst strengen Regeln außer Kraft gesetzt waren, nämlich den Gesprächen der Er-

wachsenen lauschen, sich dabei möglichst ruhig verhalten, sodaß man völlig vergaß, uns zur gewohnten Zeit in's Bett zu schicken. Wenn ich Tante Hanna, die Frau von Onkel Wolf – Vatis älterem Bruder, zu Besuch aus Breslau – zu ihren Löwe-Balladen auf dem Klavier begleiten durfte, konnten wir ganz offiziell eine Verlängerung aushandeln. Dabei hörten wir so Manches was entgegen der offiziellen Version der Weltlage doch sehr bedrückend klang; und diese wurde auch immer beunruhigender: lange hatten wir vom Krieg in diesem Teil des „Großdeutschen Reiches“ kaum etwas gespürt. Dies änderte sich nun zusehends. Immer öfter hatten wir Fliegeralarm. Außerdem hörten wir nun auch in den offiziellen Nachrichten laufend vom Rückzug unserer Truppen. Daß die feindlichen Truppen eines Tages auch in unseren Landstrich einrücken könnten, daran mochte keiner denken. Mystische Weissagungen vom sogenannten blinden Jüngling machten die Runde vom Krieg, der vor den „schwarzen Bergen“ (gemeint war der schwarze Basalt, der uns umgebenden vulkanischen Bergkette) zum Stillstand käme, machten tröstend die Runde.

Nicht vergessen werde ich die kalte Februarnacht – wir hatten schon einige Stunden im Luftschutzkeller gesessen – als Vati uns mit in den Garten nahm und uns den rotgelben Horizont im Norden zeigte. Es war der Widerschein des brennenden Dresden.

Inzwischen hatten wir auch Flüchtlingseinquartierung bekommen. Nicht nur bei uns, auch in der Nachbarschaft ringsum wurde auch das letzte Zimmer mit Flüchtlingen belegt.

Auch wenn wir bei unserem JM-Dienst immer wieder auf Großdeutschland eingeschworen wurden, die Stimmung insgesamt wurde immer pessimistischer. Manchmal hörte man Sätze wie; „Ja, beim Tschechen haben wir auch unser Auskommen gehabt, dann werden wir halt wieder tschechisch.“

Die Front rückte näher, unüberhörbar das Artilleriefeuer – Silberne Bomberverbände nun auch tagsüber am blauen Frühlingshimmel.

Vati war inzwischen zum Volkssturm eingezogen worden. Der Versuch, vor dem Eintreffen der russischen Truppen noch zu fliehen, mißlang – leider oder Gott-sei-Dank - , denn wir hatten diese Flucht natürlich ohne Vati antreten müssen. Die Fahrzeugkolonne, mit der wir Richtung Bayern (amerikanische Truppen) fuhren, geriet – nicht weit von Aussig – unter Tieffliegerbeschuß. Nachdem sich der Spuk verzogen hatte, wir aus den Straßengräben wieder aufstanden, beschloß Mutti, wir fahren jetzt nachhause. Irgendwie gelangten wir auch zum Aussiger Bahnhof und trotz Kriegsgeschehen fuhr auch noch ein Zug nach Bodenbach.

Als wir erschöpft zuhause ankamen, war – welch Wunder – Vati zuhause. Nachdem der Volkssturm noch etliche Straßensperren-Gräben ausgehoben hatte, war wohl doch beschlossen worden, zu kapitulieren. Überall hingen

weiße Tücher aus den Fenstern. – Wir waren ganz einfach froh, noch einmal in unseren Betten schlafen zu können.

Die Eltern hatten wohl beschlossen, daß Mutti sich mit uns Kindern zunächst in den Wald auf dem Quaderberg, direkt hinter unserem Haus aufhalten solle. Dieser Tag, den wir in Heidelbeersträuchern liegend verbrachten, war der 11. Mai, Gudruns 3. Geburtstag. Welche Seltenheit im letzten Kriegsjahr, Mutti hatte für das Geburtstagskind eine Dose Bonbons und Schokolade. Irgendwann im Laufe des Nachmittags tauchte auf einmal Vati auf und berichtete, daß die ersten Russen gesichtet worden seien. Die Eltern beschlossen, Mutti und wir Kinder sollten die nächsten Tage in einem der umliegenden Dörfer verbringen, bis sich die Lage in der Stadt beruhigt hätte. -

Als wir aus dem Wald hinaus auf die Wiese kamen, rollten vor uns auf der Straße nach Tetschen hinunter russische Fahrzeugkolonnen. Ich habe noch in Erinnerung, wie mir die Angst den Rücken hinaufkroch, als ein Panzer langsamer fuhr und der Soldat, der die Gegend inspizierte, über unseren Anblick genauso erschrocken war wie wir über ihn; der Panzer rollte weiter und wir schlugen uns durch Wiesen und Felder weiter bis nach Johnsdorf, wo uns der Bauer und seine Familie, die wir gut kannten, hilfsbereit aufnahmen. Die Notgemeinschaft, die wir bildeten, durchlebte gemeinsam die nächsten Tage, einmal in Angst und Schrecken, dann wieder erleichtert, wenn es hieß, sie (die Russen) sind wieder abgezogen, die Frauen und Mädchen können sich wieder aus dem Versteck heraus trauen. Damals habe ich gelernt, in jeder Lage schlafen zu können. Für Elke und mich war die Ofenbank die zugewiesene Schlafstelle. Die Erinnerung an die stahlharte Bettstatt ist mir noch heute körperlich präsent.

Daß ich diese Tage ohne jede Panik durchleben konnte, führe ich zurück auf Muttis umsichtige, immer sehr beherrschte Art, wie sie uns z.B. schon beim Tieffliegerangriff anwies, ihr müßt euch ganz flach auf den Boden legen, nicht einmal den Kopf heben, ich sage euch, wenn ihr wieder aufstehen könnt.

Dann war auf einmal Vati wieder da, um uns nachhause zu holen. Er berichtete von verschiedenen Hausdurchsuchungen und daß sich jetzt ein russisches Militärlager auf der Wiese vor unserem Haus befände. Wir waren erleichtert, wieder nachhause zu kommen, alles schien fast wie immer. Dank Vatis Russisch-Kenntnissen waren wir heil davon gekommen. Ja, Vati war zum Dolmetscher des Lagerkommandeurs avanciert, was für uns besonderen Schutz bedeutete.

Von Nachbarn und Bekannten hörten wir über Plünderungen und auch Vergewaltigungen, vor allem unten in der Stadt..

Wir gewöhnten uns daran, daß zu jeder Tages- und Nachtzeit Hausdurchsuchungen stattfanden. Als Papi eines Tages von tschechischer Polizei

abgeholt wurde, hörte die relative Normalität auf. Bei dem anschließenden Verhör stellte sich heraus, daß ihn jemand denunziert hatte, zur SA zu gehören. Er hatte Glück, daß er die Polizei vom Gegenteil überzeugen konnte. Zwei Stunden später war er wieder zuhause.

Eines Tages war es Gewißheit: wir „Reichsdeutschen“ sollten die neue Tschechoslowakei sofort verlassen, dies unter Zurücklassung aller Besitztümer. Als Vati hörte, daß seinem österreichischen Kollegen ein regelrechter Umzug genehmigt wurde, konnte er wenigstens einen zeitlichen Aufschub aushandeln, um sein Institut ordnungsgemäß zu übergeben. Dies war immerhin ein ganzer Monat.

Mutti nutzte die Zeit, alles für den Abmarsch vorzubereiten. Für Gudruns Kinderwagen nähte sie eine Matratze, dreigeteilt: Abt. I Reisflocken, Abt. II Haferflocken, Abt. III weiß ich nicht mehr. – An Gepäck durften pro Person nur 30 kg mitgenommen werden. Generalstabsmäßig plante sie alles. Heute staune ich, was sie dabei alles bedachte. Selbstverständlich bekam jede von uns Dreien Lieblingspuppe und Teddybär mit. Gegenstände, die ihr besonders teuer waren, deponierte sie bei Nachbarn, weil sie meinte, in ruhigeren Zeiten könnte man vielleicht zurückkommen und diese Dinge abholen.....

Jeder Gang in die Stadt, die wir in diesen Jahren liebgewonnen hatten, brachte uns den Abschiedschmerz näher.

Dann war es soweit. Wir Kinder trugen alles dreifach (oder mehr?) übereinander, im Juni in festen Schuhen (wegen der bevorstehenden Fußmärsche) und Wintermantel. Vati mit Leiterwagen, Mutti mit Kinderwagen, ich mit Gudruns Sportwagen und Elke mit Puppenwagen, verließen wir das Haus in der Lausitzer Str. 1110. Ein Aufkleber auf unserer Haustür besagte, daß dies nun „Volkseigentum“ sei. Per Bahn ab Bodenbach sollten wir außer Landes gebracht werden. Doch zuerst wurden wir am Bahnhof Bodenbach noch gefilzt. Was wertvoll schien, wurde aussortiert. Amüsiert erzählte Mutti uns später, daß der tschechische Polizist, der ihre Handtasche durchsuchte auch auf ihre Visitenkarten stieß, diese aufmerksam betrachtete und von da ab sie höflich behandelte und immer mit „Frau Doktor“ anredete, eine Reminiszenz aus – Glücklichen KuK-Zeiten – in denen Frauen die Titel der Ehemänner zugeeignet wurden.

Endlich konnten wir in unseren Zug einsteigen. Als der Abfahrtspfiff erklang, konnten wir nicht einmal einen letzten Blick auf unser Städtchen und die Elbe werfen. Wir waren einfach eingepfercht in einen Güterwagen. Bei Herrnskretschken atmeten wir auf. Die Grenze war erreicht. Die Strecke bis Dresden-Neustadt, wo wir dann ausgeladen wurden, war nur noch ein Katzensprung.

VIII

Wir wussten ja, Dresden hatte fürchterliche Bombenangriffe hinter sich, aber was sich uns beim Verlassen des Bahngeländes bot, überstieg all' unsere Erwartungen.

In meiner Erinnerung mischen sich immer wieder Bilder von rauchenden Trümmern; sicher fallen hier die Bilder vom nächtlichen Feuerhimmel im Februar und von dem Ruinenmeer, durch das wir jetzt an einem Juniabend pilgern, zusammen.

Am Rand von Dresden-Neustadt kommen wir in ein Sammellager. Hier wird uns in einer Baracke ein Raum zum Nächtigen zugewiesen. Nachdem Mutti den Raum einer dringend notwendigen gründlichen Reinigung unterzogen hat, wissen wir wenigstens, wo wir heute unsere müden Häupter hinlegen werden.

Blieben wir nun ein, zwei oder gar drei Tage? Die ganze weitere Planung konnte erst von hier aus erfolgen; denn weder die Kenntnis von Bahnverbindungen, noch die Frage, ob Züge überhaupt wieder und auch möglichst zuverlässig verkehren würden, war von Tetschen aus weder zu diskutieren noch zu beantworten gewesen. Hier war zu erfahren, dass zumindest bis Plauen eine Verbindung existiere.

Die Fahrt nach Plauen hatte mit einer Bahnfahrt, wie wir sie bisher erlebt hatten, nun wirklich nichts zu tun. Dieses Gedränge und Geschubse, bis man überhaupt ein Fleckchen ergattern konnte. Ich kann mich nicht mehr erinnern, waren dies nun Wagen mit normalen Abteilen, oder waren wir wieder in Viehwagen gelandet. Ja, und in Plauen war Schluß, einfach Schluß.

Eine Kolonne aus den Mitreisenden setzte sich in Bewegung. Wer Glück hatte, hatte wie wir etwas Fahr- und Ziehbares. Auf jeden Fall waren jede Menge Rucksäcke zu sehen. Und dann, wieder Trümmer, über Trümmer, auch Plauen hatte es schwer getroffen!

Fast war es eine Erleichterung, diese Trümmerstadt hinter uns zu lassen. Ab Stadtrand wanderten wir durch's Grüne. Dies bedeutete: Vati vorne weg mit Leiterwagen, dann ich mit Sportwagen, Elke mit Puppenwagen und zum Schluß Mutti mit Kinderwagen und Gudrun darin.

Es waren wunderschöne Sommertage, sodaß wir Kinder dies eher wie einen Familienausflug erlebten. Wie viele Kilometer durchliefen wir, zuerst das Vogtland, dann Thüringen, zuletzt Bayern?

Neben wenigen unangenehmen Erfahrungen haben wir sehr viel Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft erlebt. Die tägliche Milch (Ca ½ l) für Gudrun mußte meist ich „organisieren“. Sicher hatten sich die Eltern überlegt, dass es ganz gut ankommt, wenn die „große“ Schwester sich um die Milch der „Kleinen“ kümmert. Also bekam ich die Milchkanne und 50 Reichspfennige und auf ging's. Meist hatte ich beim ersten Hof Glück. Nur einmal erschrak ich fürchterlich, als eine Bäuerin mich laut schimpfend fortschickte. Es war die erste Erfahrung, dass mit Geld in der derzeitigen Situation nichts mehr zu erreichen war. Aber so und so oft bekam ich die Milch geschenkt.

Mittags gab es dann meist „Picknick“ im Grünen. – Die Übernachtungsmöglichkeiten waren sehr unterschiedlich. Zum Glück war es sommerlich warm, sodaß wir manches Mal auch im Heu übernachteten. Mutti mit dem Kleinkind Gudrun bekam manches Mal dann ein richtiges, schönes Bett. Ab und zu hatten wir das Glück, dass uns eine Familie in ihren Betten übernachten ließ. Einmal, es war gerade Sonnabend, wurden wir von einer Bäckersfamilie regelrecht eingeladen, bei ihnen zu übernachten. Am Sonntag Morgen staunten wir nicht schlecht, als für uns der Frühstückstisch mit frischen Brötchen, Muckefuck (Ersatzkaffee), Marmelade und Butter gedeckt war. Ja, die Familie lud uns ein, noch eine Nacht zu bleiben, damit wir uns noch etwas ausruhen und frisch machen konnten, Mutti auch so manches für die weitere Tour regeln könnte. Wie erschrakten wir am nächsten Morgen – inzwischen hatten wir den Süden von Thüringen erreicht (amerikanische Zone) – als der Ruf durch das Dorf erscholl: „die Russen kommen“. – Etwas später erfuhren wir, dass dies Teil des Abkommens zwischen den Alliierten war: um Berlin, dass von den Russen erobert worden war, in eine Vier-Sektoren-Stadt einzuteilen, mussten die Amerikaner sich bis an die Saale, und damit an die bayrisch-thüringische Grenze zurück ziehen. Wir trauerten mit unseren freundlichen Gastgebern.

Für uns bedeutete die veränderte Situation, ein zweites Mal die russisch-amerikanische Zonengrenze passieren zu müssen. Schon die erste Grenzüberquerung war umständlich gewesen. – Als unsere kleine Karawane am Ortsende den russischen Posten erreichte, winkte dieser zunächst ab. Jetzt zeigte sich, was Papis Lerneifer in Sibirien wert gewesen sein sollte. Als er auf russisch unsere Situation schilderte und klar machen konnte, dass wir in Süddeutschland zuhause seien, dorthin möglichst bald zurückkehren wollten, veränderten sich die Mienen; nach einer kurzen Pause durften wir abziehen in's Niemandsland. – Der amerikanische Posten – nun war Mutti mit ihrem Englisch an der Reihe – war nicht so leicht zu beeindrucken. Er bedeutete uns, bis abends zu waten, dass müsse ein Offizier entscheiden. Zwangsläufig verbrachten wir eben einen Nachmittag an der Saale. Und siehe da, wir hatten ein zweites Mal großes Glück. Wie groß, das erfuhren wir erst viel später, als klar wurde, mit welchen Schwierigkeiten ein solcher Grenzwechsel in der Regel verbunden war. Als wir uns der Saale – Brücke näherten, merkten wir an der Betriebsamkeit, dass nun wohl der richtige Zeitpunkt gekommen sein musste.

Ein kurzes Gespräch, Formalitäten waren anscheinend in dieser anarchischen Zeit noch nicht notwendig und wir durften das „gelobte Land“ ein zweites Mal betreten.

Nun waren wir in Bayern. Auch hier stießen wir immer wieder auf Flüchtlingsgrüppchen. Die meisten waren in unserer Richtung unterwegs. Immer wieder kamen uns aber auch solche entgegen. Wir lernten die unterschiedlichsten National – Fahnen hierbei kennen. Denn wann hatten wir jeh z.B. eine ukrainische oder eine ungarische Fahne gesehen?

Übernachtet wurde meist in Lagern, die in Schulen, Turnhallen o.ä. eingerichtet waren. In Stockbetten, auf Strohsäcken schlief man. Nach den ausgiebigen Märschen tagsüber waren wir so müde, dass wir selbst auf dem blanken Boden eingeschlafen wären. Auch in diesen Lagern ergab sich wie selbstverständlich in den Schlafsälen eine Aufteilung nach Nationalitäten.

Ganz überrascht waren wir, als an einem der nächsten Tage ein amerikanischer Militär – Laster neben uns hielt. Zwei farbige Soldaten stiegen aus, verteilten an uns Kinder Schokolade und Drops, luden uns und unser Gepäck auf ihre Ladefläche und ab ging es in Richtung Bayreuth. Für Bayreuth hatte Mutti eine Anlaufstelle in ihrem Adressbüchlein notiert. Die Schwester einer Tetschener Freundin von Mutti (meine Englischlehrerin) hier tätig als Organistin, würde uns sicher weiterhelfen. – Und wieder einmal erlebten wir großzügige Gastfreundschaft von uns bis dahin unbekannt Menschen. Die beiden Frauen, die Organistin und ihre Mutter luden uns für einige Tage ein. Diese Verschnaufpause in einem gepflegten Haushalt tat uns Zigeunern besonders wohl.

München sollte der vorläufige Endpunkt unserer Odyssee und der Ort der Neuorientierung werden. Immer mal wieder hatten wir Glück, dass wir, meist von Amerikanern, mitgenommen wurden. Einmal staunten wir, als ein Laster oder Lieferwagen hielt, gesteuert von Deutschen, wohl im Auftrag der Amerikaner, der Zuckersäcke transportierte, eine große Seltenheit in dieser Zeit; die beiden Fahrer erlaubten uns, von einem bereits angebrochenen Sack zu naschen, soviel wir wollten. Als wir ausstiegen, bekamen wir sogar eine kleine Tüte voll mit; diese Tüte hütete Mutti die nächsten Wochen wie ihren Augapfel.

Eine Unterbrechung unserer Auto-Stop-Reisen gab es jedes Mal, wenn ein amerikanischer Kontrollposten in der Ferne auszumachen war. Dann wurden wir vorher ausgeladen.

So kamen wir zwangsläufig eines Abends am Endpunkt unserer bisherigen Reise an. Etwa zwanzig km nördlich von München vor dem Kontrollpunkt Eching wurden wir ausgeladen.

IX

Nun formierten wir uns wieder einmal als Karawane und zogen – es dämmerte bereits – in Eching ein. Auf welche Weise wir Zuflucht in einer Baracke fanden, weiß ich nicht mehr. Auf jeden Fall hatte das Bauerndorf doch tatsächlich eine Baracken-Vorstadt auf der grünen Wiese erstellt.

Wir lebten uns rasch ein. Es war fast eine Idylle, unser neues „Zuhause“. Ich entsinne mich, dass Mutti einmal zu Vati sagte: „wenn die Umstände nicht so traurig wären, könnte man meinen, in den Ferien zu sein.“

Es kehrte so etwas wie Normalität ein. Nach einigen Wochen bekamen wir eine Gesindewohnung in dem größten Hof von Eching zugewiesen. In dem dazu gehörenden Gasthof war eine Gruppe von jungen Mädchen untergebracht, die ursprünglich per „Kinderlandverschickung“ aus dem Ruhrgebiet nach Oberbayern verschlagen worden war. Mit ihnen war es richtig lustig.

Eines Tages kam Mutti ganz fröhlich vom Einkaufen zurück. Die Metzgersfrau hatte ihr angeboten, ein Häuschen im Grünen – Wohnküche, Schlafzimmer mit Stockbetten und Abstellraum – zu vermieten.

Vergnügt zogen wir um. Unsere Mutti verschwand jeden Abend zu „ihren“ Kühen. Sie half einem Bauern beim Kühefüttern und Stallmisten und brachte dann stolz einen Liter Milch für ihre Kinder mit.

Vati streckte seine Fühler aus, um seine beruflichen Möglichkeiten zu klären; dies zunächst in der näheren Umgebung. Ein Jugendfreund von Mutti aus ihrer Berliner Zeit war ihm behilflich. Dann versuchte er es auch in unserer alten Heimat Tübingen. Elke und ich begleiteten ihn zu unserem Bahnhöfchen. Da wir wieder einmal fast – aber eben wie meistens nur „fast“ – zu spät daran waren, gestaltete sich die Abfahrt schwierig. Vati konnte sich gerade noch in den letzten Viehwagen schwingen, wir warfen ihm die Taschen (er reiste meist mit zwei Aktentaschen) hinterher und entließen ihn, aus unserer Sicht in ein ungewisses Schicksal.

Nach zwei Wochen zurück gekehrt, berichtete er von weit abenteuerlicheren Erfahrungen auf dieser eigentlich recht kurzen Reise. Aber auch von sehr positiven Erlebnissen konnte er erzählen: Er hatte ein Paar nagelneue Schuhe an: begegnet ihm doch in Tübingen auf der Straße Herr Frauendiener, der Besitzer des bekanntesten Tübinger Schuhgeschäftes – ein Blick auf Vati's Schuhe, und er stellte fest: „Herr Doktor, Sie brauchen erst einmal neue Schuhe“, sagte es, und machte ihm besagte Schuhe zum Geschenk. An dieses Ereignis wurden wir ein Jahrzehnt später stets von Vati erinnert, wenn wir neue Schuhe brauchten: „aber, bitte bei Frauendiener kaufen“. –

Spät abends, wir drei lagen bereits in unseren Stockbetten, lauschte ich der Unterhaltung der Eltern. Die dünne Bretterwand zur Wohnküche ließ dies ohne Weiteres zu. Vati erzählte von vielen Begegnungen mit alten Bekannten. Sehr eindrücklich ist mir in Erinnerung die Schilderung vom Zusammentreffen mit Leuten, die früher beim Hitlergruß „den Arm nicht hoch genug bekommen“ konnten und nun zur Begrüßung ein sanftes „Grüß-Gott“ säuselten. Alles in allem schien die Tübinger Welt wieder in Ordnung zu kommen. Hier gaben nicht die Amerikaner, sondern die Franzosen den Ton an. Vati war recht optimistisch, in vier Wochen wollte er diese Reise wiederholen.

Inzwischen hatten wir Hochsommer. Die Ernte war eingebracht: während Vati's Abwesenheit hatte ich die Tage mit Ährenlesen zugebracht. Stolz konnte ich nach seiner Rückkehr ein Säckchen voller Ähren vorweisen. Das Lob, dass sich bei mir aber Einiges verändert habe, da ich soviel Ausdauer bewiesen hätte, machte mich noch stolzer. Vor allem, als unser Vater dies dem Müller im Nachbardorf, bei dem wir die Ähren in Mehl eintauschten, erzählte und dieser dann sehr großzügig das Mehl abwog. Sehr zufrieden wanderten wir beide nach Eching zurück. Auch Mutti, Elke und Gudrun zollten mir dort Bewunderung.

Aus Mangel an anderer Literatur las ich täglich Zeitung. Ich weiß nicht mehr, welches Blatt da täglich zu uns kam. Ich möchte fast annehmen, dass es bereits eine Ausgabe der „Süddeutschen Zeitung“ war. Auf jeden Fall hatte ich nicht ganz Zwölfjährige große Mühe mit der Art der Berichterstattung. Es war eine vollkommen neue Zeit. Alles was bisher galt, war nicht mehr stichhaltig. In jeder Beziehung sollte Amerika unsere Richtschnur sein. Fast jeden Tag wurde von der Festnahme eines alten Nazis berichtet. Ich erinnere mich noch recht gut, wie abgerissen der einst so herrische Himmler nun aussah. – Der Nürnberger Gerichtshof nahm seine Tätigkeit auf.

Der Sommer 1945 war ein regelrechter Bilderbuch-Sommer. Wir Kinder genossen den Garten um "unser kleines Häuschen". Gudrun fand viele Winkel, wo sie mit Steinen und Hölzchen spielte. Wir „Großen“ erkundeten die dörfliche Umgebung. Mutti machte ab und zu einen Ausflug nach München in die „große Welt“. Einmal nahm sie mich mit. Ähnlich wie in Dresden erwartete uns eine Trümmer-Stadt. Lange hielten wir uns dort nicht auf. Zu kaufen gab es für uns höchstens Kleinigkeiten. Unser schmaler Geldbeutel ließ Einkäufe auf dem Schwarzmarkt selbstverständlich nicht zu. Der Betrag, den wir vor Verlassen von Tetschen hatten abheben können, musste wohlgehütet werden, bis Vati eine dauernde Einnahmequelle finden würde.

Die S-Bahn verkehrte bereits wieder. So fuhren wir vom Hauptbahnhof Richtung Starnberger See. In Feldafing stiegen wir aus, wanderten auf gepflegten Straßen durch eine friedensmäßige Gegend bis wir vor einer weißen Villa in einem parkähnlichen Grundstück standen. Eine freundliche Frau in mittlerem Alter öffnete auf unser Klingeln. Gleichzeitig tauchte ein Herr, ebenfalls

mittleren Alters auf, begrüßte Mutti als „Paulchen“; ich wurde von ihr als ihre Älteste vorgestellt. Es war besagter Studienfreund aus Berlin, von dem ich erfuhr, dass unsere Mutter bei ihren damaligen Freunden das „Paulchen“ war. – Man hätte meinen können, die letzten Monate seien nur ein böser Traum gewesen, so gastfreundlich wurden wir aufgenommen. Es war eben nur ein wunderschöner Traum, in dieser gepflegten Umgebung, aus dem wir uns Montag morgen wieder losreißen mussten. Zurück ging die Reise durch das Trümmer-München in unsere ländliche Idylle. Vati überraschte uns mit einem Berg gespaltenem Holz, das wir für unseren Herd brauchten.

X

Wieder einmal hatte Vati Reisepläne: Die Aussicht, Arbeit in unserer alten Heimat Württemberg zu finden, - erste Kontakte hatte er ja bereits auf der ersten Reise geknüpft – stimmte ihn hoffnungsvoll, als er sich von Mutti und Gudrun verabschiedete. Elke und ich geleiteten ihn zum Bahnhof und achteten streng darauf, dass Vati und Gepäck in dem Bummelzug nach München gut verstaut waren. Lange winkten wir ihm nach und machten uns dann gut gelaunt auf den Heimweg. Weit war es ja nicht, der Bahnhof und unser kleines Häuschen lagen am Dorfende.

Der Sommer verwöhnte uns weiterhin. So allmählich gewöhnten Elke und ich uns an den Gedanken, den Schulbesuch in Eching, einer Zweiklassen-Dorfschule aufzunehmen. Seit Kriegsende waren die Schulen geschlossen, aber jetzt stand ein Neuanfang auch in der amerikanischen Besatzungszone bevor. Bei unserem kurzen Aufenthalt in dem zerbombten Dresden (sowjetische Besatzungszone) war mir in unserem Durchgangslager ein Anschlag aufgefallen, der dort einen Schulbeginn bereits für Anfang Juli ankündigte.

Die sogenannte Oberschule, zu deren Besuch ich jeden Morgen hätte nach Freising fahren müssen, sollte ihre Pforten erst im Herbst öffnen. Also war zum Wiedereingewöhnen für die nächsten Wochen Echings Dorfschule das Richtige.

Eines Morgens wachte Mutti mit wahnsinnigen Kopfschmerzen auf. Sie sprach von Migräne. Als plötzlich noch starkes Erbrechen hinzu kam wurde es uns Dreien unheimlich zumute. So etwas kannten wir von unserer tatkräftigen, immer wohlgelaunten Mutti nicht. Wir waren froh, als sie sich dann zu Bett legte. Gegen Abend bekam sie Fieber. Am nächsten Tag holte ich den Arzt, ein Flüchtling wie wir, der erst ein paar Wochen im Dorf war. Er behandelte Mutti auf Darmgrippe hin und verordnete strenge Bettruhe. Am nächsten Morgen, meinem 12. Geburtstag, war ich ganz erstaunt, als ich trotz Krankheit einen von Mutti gedeckten Geburtstagstisch vorfand. Lauter kleine Säckelchen, die sie eben bei ihren München-Fahrten erstanden hatte. Blumen und eine brennende Kerze brachten einen goldenen Schimmer in diesen sonst dü-

teren Tag. Ich musste aber bei aller Freude ein bisschen mit ihr schimpfen, weil ihr ja strengste Bettruhe verordnet worden war.

Als dann nachmittags das Fieber stieg und stieg, brachte ich Gudrun früh zu Bett und setzte mich an Muttis Krankenbett. Als ich sie bat, „mach doch bitte ein bisschen Platz“, meinte sie mit fiebriger Stimme: „Hier ist kein Platz für 3 ½ Millionen Sudetendeutsche“. Fieberphantasien waren mir schon ein Begriff, aber ich erschrak doch heftig und fühlte mich – Vati in der Ferne – hilflos. Der nächste Morgen brachte keine Wende, so daß der Arzt entschied, den Krankenwagen zu bestellen und sie in die Klinik in Freising einzuweisen.

Das Bild: Mutti wird durch den Garten zu dem Krankenwagen getragen, wir hinterher, ist mir deutlich vor Augen, ich versprach ihr, wir besuchen Dich, sowie Vati zurück ist, eine letzte Ermahnung von ihr: „Du bist die Große, paß auf Elke und Gudrun auf“. – Mutti im blauen Bademantel war das Letzte, was ich wahrgenommen habe, dann wurde die Tür geschlossen, wir drei blieben zurück, Mutti fuhr aus unserem Leben davon.

Einige Familien aus dem Dorf taten sich zusammen: Gudrun kam in eine Familie – Oma führte das kleine Molkereilädchen in der Dorfmitte, - ihre Tochter hatte ein etwa gleich altes, kleines Mädchen; deren Mann war noch nicht aus dem Krieg zurückgekehrt. Es war eine sehr liebevolle Betreuung und zu Essen gab es auch genug.

Elke und ich blieben zunächst noch in dem Häuschen, wir warteten ja täglich auf Vati's Rückkehr. Übernachten konnten wir in der Nachbarschaft. Nachbarn kümmerten sich um uns.

Dann war Vati auf einmal wieder da. Waren wir froh, nicht mehr allein zu sein. Er beschloß, am nächsten Tag gleich nach Freising zu fahren, Mutti zu besuchen.

Ich sehe ihn noch mit einem Blumenstrauß aus dem Garten zum Bahnhof gehen. Ich begleitete ihn und ging anschließend zum Brombeerpflücken an den Bahndamm. Ich wusste ja, mit welchem Zug er zurückkommen würde und wollte mir die Zeit dort vertreiben.

In Gedanken war ich bei Vati. Vor meinem inneren Auge tauchten Bilder aus den letzten Wochen auf. Auf einmal sah ich uns fünf beim sonntäglichen Spaziergang über eine Wiese tollen; da durchzuckte es mich: das kommt nicht wieder!

Es fing an zu dämmern, es wurde Zeit zum Bahnhof zu gehen! Der Zug rollte ein, ich hatte Vati gleich entdeckt, lief auf ihn zu; stumm dirigierte er mich in Richtung Wartesaal. Dort angekommen nahm er mich in den Arm, weinend sagte er: „Mutti ist nicht mehr“...

Später berichtete er, als er in die Klinik kam, wurde er gleich vom Chefarzt in dessen Zimmer geholt. Mit den Worten: „Leider konnten wir ihre Frau nicht retten“ war das Schicksal unserer Familie besiegelt. Das Fazit der vielen Details, die er zu hören bekam, war, dass Mutti keineswegs an einer Darmgrippe erkrankt war, sondern an einer Gehirnhautentzündung. Heute würde man wohl sagen: eine FSME. Tatsache war, dass sie schon seit drei Tagen tot war und morgen beerdigt worden wäre, ohne dass wir noch rechtzeitig benachrichtigt worden wären. Einige Merkwürdigkeiten, die wir später erfuhren, hatten dazu geführt, dass der einweisende Arzt keine Tel. Nr. für Benachrichtigungen hinterlassen hatte.

Die Nachricht von Mutti's Tod verbreitete sich.

Von allen Seiten kam Unterstützung. Die junge Frau, Gudruns Betreuerin, war uns eine verständnisvolle Unterstützung. „Eine tote Mutter bleibt ihren Kindern nahe“, war eine tröstliche Weisheit, die sie uns mitgab. Während ihre Mutter die beiden kleinen Mädchen hütete, begleitete sie uns zur Beerdigung.

Der Weg vom Freisinger Bahnhof hinauf zum Friedhof Neustift war mühsam, auch weil wir in der warmen Septembersonne unsere Wintermäntel an hatten, wir sollten doch dunkel gekleidet sein.

Der Anblick der aufgebahrten Mutti, die wirklich schlafend aussah, überwältigte uns. Wir waren nur schwer auf die Beerdigungszeremonie vorzubereiten. Immer wieder wollten wir sie noch einmal streicheln.

- Unfaßbar -

Anschließend ging Vati mit uns noch in das Freisinger Krankenhaus. Wir besuchten die Nonnen, die Mutti gepflegt und sie im Sterben begleitet hatten. Wir erlebten unglaubliches Mitgefühl und Wärme von diesen Frauen.

„Morgen bin ich nicht mehr“ hätte sie ihren Tod erahnt. – „Günther und Ingrid sollen kommen“. Dies tat mir besonders weh, dass sie allein bleiben musste, denn wir hätten ihr wohl das Abschiednehmen erleichtern können.

Sooft wir in den nächsten Wochen nach Freising kamen, besuchten wir diese Nonnen, es war, als ob wir bei ihnen noch Spuren unserer Mutti finden könnten.

Inzwischen hatte in Eching so etwas wie ein Dorfrat getagt. Zurückgekommen, bekamen wir von diesem Besuch. Gudrun sollte vorerst bei ihren neuen Freunden bleiben. Elke kam in eine Familie auf einen Hof, nahe der Kirche. Ich sollte zu einem Ehepaar mit zehnjährigem Sohn kommen, die im Dorf unter dem Beinamen „Atheisten“ als Außenseiter liefen. Sie stammte aus der

französischen Schweiz, (vielleicht setzte man im katholischen Eching Calvinismus mit Atheismus gleich) er war Einheimischer – Ingenieur -; ich lebte mich dort rasch ein.

Wir beiden Großen gingen nun jeden Tag in die Echinger Dorfschule. (Jetzt wäre es interessant, Du könntest Deine entsprechenden Erfahrungen auch zu Papier bringen). Ich fand es jedenfalls spannend, leider hatte ich nun mal nur zwei Ohren, nach allen Seiten hin die Fühler auszustrecken. Klasse fünf bis acht hatte eine ausgesprochen sympathische, junge Lehrerin, eins bis vier den altgedienten Dorfschullehrer, der gerade rechtzeitig aus dem Krieg zurückgekehrt war. Früher hatte er wohl alle acht Klassen unterrichtet. Wir Flüchtlingskinder hatten wohl die zweite Lehrkraft notwendig gemacht.

Vati verdingte sich vorübergehend als Schweizer auf einem großen Hof in Pulling. Sonntags fuhren wir drei mit der Bummelbahn zwei Stationen nach Pulling. Nun hatte er nämlich ein paar Stunden frei. Für uns Kinder war ein extra Tisch gedeckt. Wir freuten uns jedes Mal schon sehr auf den guten Sonntagsbraten, zu dem man uns ausdrücklich einlud. Anschließend gingen wir mit Vati spazieren. Aus dieser Zeit habe ich ein Bild in Erinnerung, Vati auf einem Stein sitzend mit hängenden Schultern. Bevor es wieder nach Eching ging, durften wir noch mit ihm in seinen Stall gehen; einmal zeigte er mir, wie gemolken wird; bis heute habe ich es nicht vergessen.

Unserer Gudrun brachten wir bei, dass Mutti sehr krank sei und deshalb noch lange weg bleiben würde. Hofften wir wohl, dass sie allmählich vergessen würde? Nein, stattdessen wurde sie krank; Vati brachte sie in die Kinderklinik nach München.

Auf welche Weise es Vati gelungen war, Kontakt zu seinen Schwestern in der Sowjetischen Besatzungszone aufzunehmen, weiß ich nicht. Eines Tages war Tante Erika (der fünfzehnte Nothelfer) da! Sie brachte die Nachricht mit, dass Tante Friedel in Ürdingen uns Drei für eine Weile aufnehmen würde.

Der Echinger Haushalt wurde aufgelöst, es wurde gepackt. Gleichzeitig mit uns wollte Vati gen Westen reisen. In der Nähe von Biberach sollte er an einer Landwirtschaftsschule unterrichten.

Was war ich glücklich, als Vati und ich kurz vor dem Aufbruch an den Niederrhein Gudrun gesund und munter aus der Münchner Klinik abholen konnten.

XI

Im Morgengrauen – es muß wohl der Ulmer Bahnhof gewesen sein – nahmen wir Abschied von unserem Vati. Ich sehe ihn noch winkend auf dem Bahnsteig stehen, während wir unter Tante Erikas Obhut in Richtung Norden,

Ziel Niederrhein, weiter fahren. Eine Bahnreise in den ersten Nachkriegsmo-
naten war kein Vergnügen. Unpünktliche, überfüllte Züge waren die Regel,
bzw. pünktliche Züge die Ausnahme. Halb Deutschland schien unterwegs zu
sein.

In Gießen war es wohl, als wir umsteigen mussten. Von hilfreichen
Händen wurden wir Kinder durch's Fenster auf den überfüllten Bahnsteig ge-
hoben. Tante Erika – wie stets im Bild über die aktuelle Situation – dirigierte
uns Große, Klein Gudrun auf dem Arm, Richtung Bahnhofs-Mission. In einem
ehemaligen Luftschutz-Bunker fanden wir Doppelstock-Betten vor, ebenso
Strohsäcke und sogar Wolldecken. Irgendwann wachte ich zähneklappernd
auf; und als das Zähneklappen einfach nicht aufhören wollte, nahm Tante Eri-
ka mich liebevoll an der Hand. In einer warmen, taghellen Gaststätte kam ich
wieder in's Lot. Den Rest der Nacht überstanden wir dann irgendwie.

Auf jeden Fall ging die Reise am nächsten Morgen weiter. Tante Erika
war, wie sie mir später erzählte, absichtlich in ihrer Diakonissen-Tracht ge-
reist. Dies führte dazu, daß wir immer Hilfe von Mitreisenden erleben konn-
ten.

Nach etlichem Umsteigen, öfterem Warten auf zugigen Bahnsteigen,
kamen wir gegen Abend in Ürdingen an. Tante Friedel mit Base Gisela und
Vetter Dieter hatten uns schon seit geraumer Zeit auf dem Bahnsteig, sich die
Beine vertretend, erwartet. Den Weg in's Oberfeld 10 schafften wir gerade
noch.

Oma Goldberg, die Mutter von Tante Friedel, empfing uns mit einer
warmen Suppe. An Einzelheiten an diesem ersten Abend erinnere ich mich
nicht mehr. Todmüde erklommen wir die Treppen bis in den dritten Stock.
Dort bezogen wir unser Zimmer, in dem 3 Betten nebeneinander standen. Am
nächsten Morgen lernten wir noch zwei weitere weibliche Wesen kennen: Die
„Tante“, eine Schwester von Oma Goldberg, die – ausgebombt – hier unterge-
kommen war. Sie war Witwe und Besitzerin einer Rolladen-Fabrik in Rheydt,
die zum Glück noch stand. Frau Holthausen, ebenfalls ausgebombt, bewohnte
zwei Zimmer im ersten Stock. Sie war vom Wohnungsamt hier eingewiesen
worden.

Wie wir später erfuhren, hatte Tante Friedel uns drei auch deswegen
gerne aufgenommen, weil sie dann keine weiteren „Fremden“ würde aufneh-
men müssen.

Das Thema „Schule“ stand nun als Nächstes an. Für Elke war es klar. Es
kam nur die Volksschule im gleichen Wohngebiet in Frage. Für mich war es
schwieriger: Das „Lyzeum“ in Ürdingen würde für mich Probleme bringen. Mit
der Schulleiterin hatte sich Base Gisela so verkracht, daß sie von der Schule
flog und um das Abitur zu erreichen, musste sie jeden Morgen mit der Stra-

ßenbahn in das zirka 20km entfernte Moers pendeln. Das gleiche Schicksal drohte nun mir, da der Name „Stockmann“ keine Erfolgschancen auf diesem Institut bieten würde. Ich habe es nie bereut. Die Fahrt durch die morgendliche Niederrhein-Landschaft, die Art und Weise, wie ich von den Mitschülerinnen und den Lehrerinnen und Lehrern aufgenommen wurde, stimmten mich optimistisch. Ich fühlte mich angenommen.

Beim Schreiben dieser Zeilen werde ich insofern nachdenklich, als ich über die Schulzeit insgesamt zwischen Ende der Tetschener Zeit und Rückkehr nach Tübingen meine Betrachtungen anstelle: Wie ich den häufigen Schulwechsel, so ziemlich auf mich gestellt, verkraften konnte, war nur durch Unterstützung und positive Anerkennung mancher Lehrer möglich.

Sicher waren auch die Pausenbrote, die ich unter meiner Bank fand, für mein Durchhalten wichtig. Da Elke – inzwischen hatte sie auch die Lyzeumsreife erreicht – und ich dafür bekannt waren, daß wir die letzten Löffel Schulspeisung aus den Kannen zusammen kratzten, selbst wenn es nur die weniger wohlschmeckende Erbsensuppe war (auf die Biscuit-Suppe stürzten sich ja sowieso alle!) muß dies meine Klassenkameradinnen so beschäftigt haben, daß ich nun des Öfteren zu ihnen nach Schulschluß für den Rest des Nachmittags nachhause eingeladen wurde. Dort gab es Mütter, die mit warmem Essen und Interesse an der Schule auf ihre Sprösslinge warteten.

Klein-Gudrun wurde vor allem der Obhut von Oma Goldberg und Base Gisela anvertraut. Einen Kindergarten gab es wohl im ersten Nachkriegsjahr noch nicht.

Tante Friedel war häufig unterwegs. Grosse Sorgen hatte sie um ihren Mann, Onkel Helmuth, Bruder von Vati. Als Chemiker bei IG Farben in leitender Position war er sofort bei Kriegsende von den Engländern interniert worden. Bis zu einer in der Ferne liegenden Verhandlung musste er unter unsäglichen Bedingungen – dabei herzkrank – ausharren. Um Hafterleichterungen zu erreichen war Tante Friedel kein Weg zu beschwerlich.

Außerdem wurde die Rolladenfabrik – wohl vorläufig unsere einzige Einkommensquelle – da die Tante hierzu nicht mehr in der Lage war, von Tante Friedel geleitet. Sie war also meist unterwegs.

Wir erfuhren, daß Vati in Biberach/Riß eine Stelle an einer Landwirtschaftsschule angetreten hatte. So konnte er nun für unseren Unterhalt aufkommen. Daß seine neue Tätigkeit auch nahrhaft sein konnte, erfuhren wir, als eines Tages eine große, stabile Kiste, voll mit wohlschmeckenden Äpfeln angeliefert wurde. Das Land in dem Vati nun lebte (frz. Besatzungszone) schien uns das Paradies zu sein im Gegensatz zu unserer Umgebung; in der man, wenn keine Mittel für Schwarzmarktpreise zur Verfügung waren, oft hungern musste, zumindest aber stundenlang vor den Läden anstehen, um

wenigstens das, was einem jeweils auf Marken zustand, kaufen zu können. (engl. Zone).

Aber Not macht erfinderisch! In die stilvolle Gartenlaube wurden Hühner – zunächst noch Küken – einquartiert. Selbstverständlich erweiterten diese ihren Radius, als sie fliegen konnten, sodaß wir uns den Garten mit ihnen teilen mussten. Und dies in einem Garten in der besten Wohnlage Ürdingens.

Frau Holthausen, war für uns Kinder eine Zufluchtsstätte. Da, wie gesagt, Tante Friedel mit ihren Sorgen ausgelastet war, Oma Goldberg dasselbe mit Haushaltsführung und die Tante, doch schon recht betagt, keine Aufgaben mehr übernehmen konnte. – Als ich nun bei Frau Holthausen bunte Stoffreste entdeckte, sie mir diese schenkte und ich daraus für sie einen Hampelmann bastelte, kam ihr die glorreiche Idee: Stoffe wurden geliefert, jedwede bunten Hampelmänner durfte ich, wenn ich nachmittags von der Schule kam, bei ihr basteln. Die fertigen Hampelmänner schmückten dann die Sofas in ihrem Bekanntenkreis. Wir drei bekamen dafür dann Lebensmittel, die Frau Holthausen uns dann zubereitete, z.B. leckere Bratkartoffeln, deren Geschmack ich meine, heute noch auf der Zunge zu haben.

Gudrun war inzwischen ein munteres kleines Mädchen, an dem wir „Großen“ viel Freude hatten; vor allem, wenn sie ihre selbstgedichteten Lieder sang, deren Inhalt mir natürlich erst sehr viel später bewußt wurde, als Verarbeitung ihrer Trauer. Der Refrain: „und dann wohnten wir in kleines Häuschen“ kehrte regelmäßig wieder, wenn die Zeit in Bayern, vor Muttis Tod, sie in ihren Träumen beschäftigte. Wir hörten andächtig zu.

Es mag sein, daß daraus unser abendliches Spiel entstand: Wenn wir drei in unseren Betten lagen, gebetet hatten und nun eigentlich hätten schlafen sollen, kuschelten wir uns in unsere Decken und entweder Elke oder Gudrun kamen mit der Aufforderung „jetzt spielen wir Familie“. Meine Antwort, um etwas Zeit zu gewinnen, war regelmäßig „Ja, wo waren wir denn“? Es musste ja blitzschnell eine Handlung entworfen werden, in der auch Klein-Gudrun eine Rolle spielen konnte; dies als Rahmen, in den sich jede von uns phantasievoll einbringen konnte.

Insgesamt war die Zeit in Ürdingen für uns Drei, da nicht nur die Mutter fehlte, sondern auch der Vater nur schwer erreichbar war, emotional entbehrensreich.

Da Gudrun oft das Essen verweigerte und Base Gisela, deren Obhut sie beim Essen anvertraut war, sich keine andere pädagogische Maßnahme vorstellen konnte, als sie unter die kalte Dusche zu stellen, eskalierte die Situation. Es sollte eine pädagogische Maßnahme sein, die aber das Gegenteil bewirkte. Gudruns erbärmliches Schreien gellte durch's Haus und ging durch Mark und Bein.

Eines Abends, es war eher ein nichtiger Anlaß, platzte mir der Kragen. Ich sehe das Bild noch vor mir: wir Drei standen auf der Treppe, um schlafen zu gehen. Tante Friedel verabschiedete uns mit irgendeiner Mahnung. Ich konterte mit den Worten: „mir reicht’s wir bleiben nicht länger“. Klein-Gudrun stampfte mit dem Fuß auf: „Ich auch“ .

Ich undankbares Kind entschuldigte mich nicht einmal bei Tante Friedel, sondern blieb bei meiner Entscheidung. Unser Vater wurde per Telegramm herzitiert.

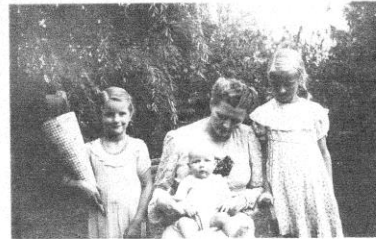
Noch bevor er ankam, beschloß der Familienrat, daß Elke zunächst zu den Tanten, Schwestern von Vati, in die SBZ (Sowj. Besatzungszone) kommen sollte. Ich sollte sie morgens vor der Schule zum Bahnhof bringen. Es war grausam, als die Türen geschlossen wurden und Du, Elke, in dem dunklen Herbstmorgen davon fuhrst.

In der Mathematikstunde war ich plötzlich am Ende. Ich konnte nicht anders, mein lautes Schluchzen unterbrach den Unterricht. Derselbe Lehrer, der mir vor Kurzem noch die Verantwortung für Dich sehr an’s Herz gelegt hatte, tröstete mich sehr verständnisvoll und konnte mich beruhigen.

1936/37



1942



1943





Berlin 1992